

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 23

Artikel: "A chli"
Autor: Lüdi, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlässe?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfurchend. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Überall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —.

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn. Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarnten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die Volksweise auf:

Ein groÙe Pein ist das,
Wenn zwei liebe Freunde sind
Und das Scheiden kommt gleichwind —
Gar so schwer, so schwer ist das.
Eine größere Pein ist das,
Wenn da zwei Geliebte sind
Und das Scheiden kommt geschwind:
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund kläffte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrte in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogen fühlte.

Er starrte und starrte.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traum-

gesicht? Zog der Nachsjäger durch die Fluren und ließen dessen Hunde ihr Käpple, Käpple ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letztenmale.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —.

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: Die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaufelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu verlöchen, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuß der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhorchen; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte ließ zum erstenmale merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgäbe. Er wolle natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei“, — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten braunen Hände zusammen und betete für das Glück der Kinder. — —

„A chli.“

Von Rudolf Lüdi, Signau (Bern).

Sine Eigentümlichkeit, welche sowohl dem Individuum zukommt, als auch in ganzen Völkern wurzelt, ist der Gebrauch typischer sprachlicher Ausdrücke, welche bei jeder Gelegenheit, passend und nicht passend, und fast immer unbewußt benutzt werden. Ein Charakteristikum des Norddeutschen ist sein „nanu“, des Süddeutschen, besonders des Bayern und Niederösterreichers sein gemütliches „holt“; man denkt sich zu dem Worte unwillkürlich die Nation dazu. — Daz auch der Berner, oder vielleicht richtiger der Mittelschweizer, einen Ausdruck besitzt, der eine seiner Haupteigenschaften, sein Phlegma, aufs deutlichste hervortreten läßt, wissen vielleicht noch nicht alle Leser. Es soll ihnen aber gleich bekannt gemacht werden, wenn sie mit mir einen Gang thun wollen durch eines der Lager vom letzten Truppenzusammenzuge, der eine große Zahl Berner und Innerschweizer versammelte.

Die Mannschaft liegt in den Kantonnementen umher. Da ertönt das Signal „Suppe“. Der „Faß-

Unteroffizier“ läßt seine Mannschaft antreten. Es geht ihm aber zu langsam und er schreit in den Lagerraum hinein: „a chli diffig!“ Rasch soll es gehen; aber da es ja immer einige langsamere und träge Leute gibt, denen man doch genügend Zeit geben muß, den Befehl auszuführen, so mildert der Unteroffizier unbewußt die Strenge des Befehls, indem er die Raschheit nur „a chli“ verlangt.

Bei der Rüche angelangt findet der Korporal einen Lieutenant vor, der das Fassen beaufsichtigen soll. Er hat schon lange hier gewartet und schnauzt den Führer der Faßmannschaft an: „Warum so spät? Könnt Ihr nicht a chli früher kommen? Sofort fassen! Aber a chli gleichwind.“ — Nach dem Fassen begibt sich der Ungeduldige zu einem der Kochkessel und hört dort, wie eben der Herr Hauptmann dem Küchenchef den Verweis gibt, die Suppe sei a chli angebrannt, und er müsse in Zukunft um Strafe zu entgehen, a chli sorgfältiger arbeiten. Froh, für eine kurze Weil der Sorge um

die „Kinder“ enthoben zu sein, schlendert der Herr Hauptmann mit seinem Lieutenant dem Orte zu, wo die Offiziere ihr Nachtessen einnehmen, nachdem beide gefunden haben, daß a chli Rauchen nicht übel wäre. Sie finden die meisten ihrer Kameraden schon bei Tische und beeilen sich, noch warme Suppe zu bekommen. Der Herr Hauptmann hat Appetit und da er entdeckt hat, daß die Suppe gerade so sei, wie er sie am meisten liebt, so hält er dem bedienenden Soldaten seinen leeren Teller noch einmal entgegen mit den Worten: „Ich muß noch a chli Suppe haben.“ Als der Bedienende es bei „a chli“ bewenden lassen will, macht der Herr Hauptmann keine Miene, seinen Teller wegzunehmen, sondern thut dies erst, nachdem derselbe beinahe platt gefüllt ist. — Während des Mahles erscheint der Herr Bataillonskommandant und setzt sich an seinen reservierten Platz. Er kommt vom Regimentsrapport und macht ein Gesicht, das auf „gut Wetter“ deutet. Nachdem er seinen irdischen Menschen a chli gestärkt hat, läßt er seine Neugierke, um die man ihn schon lange gerne gefragt hätte, auch richtig los und teilt mit, daß das Bataillon bei der heutigen Inspektion am besten defiliert habe. Trotzdem der Verlauf dieses Defiliens für die Qualifikation des Herrn Major vielleicht ausschlaggebend war, hatte er am Morgen, vor Beginn desselben von seiner Mannschaft doch nur verlangt, daß sie a chli stramm marschiere. Die Leute hatten sich das gemerkt und a chli aufgepaßt, und es war gegliickt. Um den Erfolg des Tages a chli zu feiern, schlägt der Herr Major vor, „no a chli z'ji“. Bald fließt der Wein in Strömen, und als der Herr Regimentskommandant auch auf dem Platz erscheint und einwilligt, a chli mitzumachen, wird die Fröhlichkeit allgemein. Da kommen einige junge Lieutenanten auf den Gedanken, man könnte dem im Orte einquartierten Brigadecommandanten ein Ständchen bringen. Rasch wird ein Lied ausgewählt und der Herr Oberstleutnant um seine Meinung über den Vorschlag befragt. Er findet ihn nicht unpassend und die Sänger erheben sich, um das kühne Wagnis auszuführen. Kühn ist's; denn wenn sie schlecht singen, dann o weh! Das weiß auch der Herr „Regimentier“ und daher ruft er den Davoneilenden noch ermahnd nach: „Aber singet dann a chli gut! — Mit einigem Zagen stellen sich die Kunstjünger unter dem noch erleuchteten Fenster des strengen Herrn Oberst auf und lassen eine brausende Kriegshymne erschallen, die imstande wäre, das ganze Lager aus dem Schlaf zu rütteln. Er öffnet auch gleich das Fenster und lauscht den in die

Stille der Nacht hinausfallenden Tönen. Die Sänger betrachten das als günstiges Omen, und sicherer beginnen sie ein zweites Lied, eine hübsche Volksweise, die sich nun wirklich hören lassen darf. — Der Herr Oberst scheint befriedigt, und eine gewisse herzliche Freundlichkeit klingt aus seiner Stimme, als er seinen Dank für die unerwartete und gut gelungene Ovation ausdrückt. „Meine Herren“, schließt er, „ich wiederhole Ihnen, Sie haben mir ein großes Vergnügen bereitet, und gerne würde ich noch ein Ständchen in Ihrem geselligen Kreise verbringen; aber Sie wissen, es ist schon ein wenig spät, und morgen wartet unser wieder strenger Dienst. Auch bin ich schon ein wenig alt“ *ec. ec.* — Ganz selig über das Lob ihres „Alten“ kehren die Lieutenanten zum Quartier zurück und erzählen den Kameraden, wie sie anfänglich a chli Angst gehabt hätten, wie dann aber das zweite Lied a chli besser ausgefallen sei, wie das Lob des Obersten gelautet habe, und daß sie im Sturmschritt zurückgekommen seien, deshalb a chli Durst gekriegt hätten und nun a chli Wein nicht verschmähen würden. Die andern finden letztern Wunsch berechtigt, und da „geteilte Freud“ doppelte Freud ist, so helfen sie gerne noch a chli mittrinken, d. h. solange bis der Kellermeister, vulgo Küchenchef, erklärt, daß der letzte Tropfen getrunken sei. Damit hat die Herrlichkeit ein Ende, alle gehen „nach Hause“ und legen sich noch, a chli aufs Ohr.

Und nun, Leser, weißt du, an welchem Ausdruck ich meine Pappenheimer erkenne? „Geng hü, aber nume nit gsprengt“ heißt fürchter: Gschwind a chli. Ich habe dich zu Soldaten geführt aus bestimmtem Grund. In der militärischen Befehlsgabe soll kurz und präzis gesprochen werden, kein Wort zu wenig oder zu viel. Daß nun ein Anhängsel wie „a chli“ sich aus dem Zivilleben sogar in die militärische Ausdrucksweise hineinschleichen kann und dort durch alle Grade hinauf sein Unwesen treibt, zeigt, wie tief eingewurzelt dieses „a chli“ im Bernerdeutsch, und damit auch im Charakter des Berners, ist. Nicht, daß er nicht auch rasch und behend sein könnte; aber er ist es nur, wenn große Notwendigkeit dazu vorhanden ist. Und da von zweien nie beide etwas gleich rasch und gleich gut machen können, so gestattet er dem Langsamern, und in erster Linie immer sich selbst, das „a chli“. Du findest es in der Werkstatt wie im Bureau, in der Familie wie in der Schule, beim Gewehrfeuer wie bei der Reiterattacke. — Ich bin zu Ende und will nun „a chli“ leuen.“

Anbruch der Nacht.

Vorbei ein Tag! Die Felder rauchen,
Im Zwielicht schwimmt die Welt, es tauchen
Aus Fluss und See die Nebel, weiß und kalt;
Des Mondes Scheibe hebt sich aus dem Wald
Und Stern an Stern flammt auf in weiter Pracht!
Im Fliederbusch die Nachtigallen klagten,

Den goldbestreuten Mantel umgeschlagen
Schwebt sie heran, die Königin, die Nacht!
Schlafrunken flüstern leis' im Wind
Die Bäume —
Nun geh' auch du zur Ruhe, Menschenkind,
Und träume!

Dr. A. Zimmermann, Oerlikon.